



Melissa Fairchild

Die Geheimnisse des Brückenorakels

HIMMELSAUGE

Roman

Aus dem Englischen
von Karin Dufner



**Besuchen Sie uns im Internet:
www.pan-verlag.de**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen
gerne weiteren spannenden Lesestoff aus unserem Programm.
Schreiben Sie einfach eine E-Mail mit dem Stichwort
»Himmelsauge« an: mail@pan-verlag.de



Deutsche Erstausgabe Dezember 2009
Copyright © 2009 by Working Partners Two
Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe bei PAN-Verlag.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ralf Reiter
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: mauritius images/Alamy; mauritius images/age
Satz: Daniela Schulz, Stockdorf
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-28312-7

*Mein besonderer Dank
gilt Graham Edwards*



KAPITEL 1

Der Junge schlug die Augen auf, doch die Welt um ihn herum blieb dunkel.
Bin ich blind?, fragte er sich.

Nein, etwas bedeckte sein Gesicht, denn er spürte, wie seine Wimpern es berührten. Hatte ihm jemand die Augen verbunden? Als er den Verband mit der rechten Hand entfernen wollte, geschah nichts. *Also nicht nur blind, sondern auch gelähmt!*

Gedämpfte Geräusche drangen an sein Ohr – sie klangen weit entfernt und verzerrt, als höre er sie unter Wasser. Es war ein Quietschen, das abwechselnd lauter und leiser wurde. Der Lärm verursachte ihm Kopfschmerzen. Wieder versuchte er, die rechte Hand zu regen, aber sie blieb hartnäckig liegen.

Da fiel ihm ein, dass er noch einen zweiten Arm besaß.

Er gab ihm Anweisung, sich zu bewegen, und siehe da, er gehorchte prompt. Der Junge zog sich den Stoff vom Gesicht und schnappte nach Luft, als grelles Licht auf ihn eindrang. Der Stoff (eigentlich war es, wie ihm nun klar wurde, Verbandsmull) hatte auch seine Ohren bedeckt, weshalb der Lichtansturm von einem akustischen Überfall begleitet wurde. Eine lange Zeit – ob Minuten oder Stunden, konnte er nicht sagen – waren seine Sinne völlig überwältigt. Er lag nur da und ballte die Fäuste, während die Welt auf ihn einstürzte.

Gesichter kamen zu Besuch. Das erste gehörte einem dunkelhäutigen Mann mit gütigen Augen und einem müden Zug um den Mund. Dann war da noch eine Frau, viel blasser als der Mann, mit einer kleinen runden Brille auf dem winzigen Näschen. Ein glatzköpfiger Arzt leuchtete ihm einige Male ins Auge und murmelte: »Wie seltsam!« Oder: »Wirklich erstaunlich!« Das angenehmste Gesicht gehörte einer pummeligen und hübschen jungen Frau. Sie hatte das Haar zurückgebunden und trug eine weiße Haube. Er wusste, dass die Haube etwas zu bedeuten hatte, aber es fiel ihm nicht ein, was es war. Wenn die Frau erschien, lächelte sie ihn an und berührte seinen linken Arm. Allerdings schwang in ihrem Lächeln etwas mit, das ihm nicht gefiel. War es Angst?

Der Junge wollte den Kopf drehen, um zu sehen, was die Frau mit der weißen Haube da tat, doch sein Hals war ganz steif und tat weh. Also bewegte er nur die Augen und entdeckte etwas an seinem Arm. Der Gegenstand war hellblau und hatte die Form eines Schmetterlings. Eine Nadel steckte in dem Schmetterling, in seinem Arm, und war mit weißem Klebeband befestigt. Von der Nadel aufwärts führte ein Schlauch zu einem durchsichtigen Plastikbeutel an einem Gestell. Als sein Blick dem Schlauch folgte, erweiterte sich sein Gesichtsfeld, und er stellte fest, dass er sich in einem großen, weißen Raum befand.

Eine Infusion, dachte er. Ich hänge an einer Infusion. Das hier ist ein Krankenhaus.

Sein Gesichtsfeld verengte sich wieder, und er sah erneut die Frau an. Sie lächelte und richtete sich auf.

»Sie sind Krankenschwester«, sagte der Junge. Die Worte aus seinem Mund klangen brüchig und heiser.

»Ganz richtig, junger Mann«, erwiderte sie, und er erkannte das, was er hinter ihrem Blick erahnt hatte, auch in ihrem Tonfall. Gespielte Fröhlichkeit und Zweifel. »Ruh dich ein bisschen aus.«

Sobald die Schwester sich umwandte, begann das Quietschen von neuem. Der Junge versuchte die Quelle dieses Geräuschs zu ergründen, und diesmal gelang es ihm, den Kopf zu drehen. Aber der Hals tat ihm so weh, dass er immer noch zu langsam war. Und als er endlich über das Fußende des Bettes hinwegspähte, war das Quietschen bereits verklungen und sein Urheber verschwunden.

Allerdings hatte er nun Gelegenheit, den Rest seines Körpers zu betrachten. Sein rechter Arm steckte in einem Gipsverband. Wenigstens wusste er nun, warum er ihn nicht rühren konnte. Auch beide Beine waren eingegipst und ruhten auf einem Gestell, das – wie ein Flugzeug aus der Pionierzeit – nur aus Drähten, Flaschenzügen und Gewichten zu bestehen schien.

»Ein Streckapparat«, murmelte er für sich. *So etwas nennt man einen Streckapparat. Beide Beine gebrochen, und dazu noch den rechten Arm. Was ist bloß passiert?*

Die Schmerzen im Genick waren zu groß, so dass er den Kopf zurück aufs Kissen sinken ließ. Kurz darauf kam die pummelige Krankenschwester wieder und half ihm, zwei riesige rote Tabletten zu schlucken, und er schlief eine lange Zeit.

Als er das nächste Mal aufwachte, strömte orangefarbenes Licht durch die Fenster. Draußen wiegten sich hohe Bäume im Wind und brachten das Licht zum Tanzen. Es war Abend.

Mit einigen Kissen im Rücken hatte er die Station gut im Blick. Die Schmerzen in Genick und Kopf waren verschwunden. Er schaute an sich herunter und stellte fest, dass sein rechter Arm vom Gips befreit war. Auch der hellblaue Schmetterling an seinem linken Arm war verschwunden. Doch seine Beine waren weiterhin eingegipst und juckten unerträglich. Er versuchte, sich aufzusetzen. Vielleicht konnte er ja mit den Fingern unter den Gipsverband fahren und zumindest den oberen Rand seiner Beine ordentlich kratzen. Aber seine Bauchmus-

keln waren zu schwach, und die Anstrengung erschöpfte ihn so, dass er mit schweißnasser Stirn wieder zurücksackte.

Ärgerlich sah er sich auf der Station um. Es war Besuchszeit, und um alle anderen Betten scharten sich Menschen: Mütter, Väter, Brüder und Schwestern. Auf dem Mittelgang spielten kleine Kinder und standen den Krankenschwestern im Weg herum. Einige Familien vertrieben sich die Zeit mit Gesellschaftsspielen, andere unterhielten sich und lachten. Manche sahen sich auf den winzigen, neben jedem Bett in Schwenkarmer eingelassenen Fernsehern einen Film an und drängten sich um die Flimmerkisten, als säßen sie zu Hause auf dem Sofa.

Der Junge stellte fest, dass sein Bett auch über einen Fernseher verfügte, hatte jedoch keine Lust, ihn einzuschalten. Stattdessen fragte er sich, ob er wie die anderen Kinder auf der Station auch ein Zuhause hatte, und kam zu dem Ergebnis, dass er sich nicht erinnern konnte. Allerdings fiel ihm nun der Name für dieses Problem ein.

Auch noch Gedächtnisschwund?

Ab und zu drehte sich ein Elternteil der anderen Kinder zu ihm um und betrachtete ihn mit furchtsamer, trauriger oder argwöhnischer Miene. Der Junge konnte sich keinen Grund dafür vorstellen.

»Wenn die ganze Welt eine Bühne wäre«, raunte da eine Stimme an seinem Ohr, »wo säße da wohl das Publikum?«

Erschrocken schaute der Junge sich um. Neben seinem Bett stand, auf einen Rollwagen gestützt, ein kleiner magerer Mann, dessen blauer Hausmeisterkittel einige Nummern zu groß für ihn war. Er hatte eine Ausbuchtung am Rücken, so dass er im ersten Moment annahm, der Mann trüge einen Rucksack. Dann jedoch stellte er fest, dass sich die Ausbuchtung *unter* dem Hausmeisterkittel befand. Ein Buckeliger.

»Kennst du den?«, fragte der Mann, ohne Luft zu holen.
»Wie nennt man einen Gorilla ohne Ohren?«

»Keine Ahnung.«

»Du kannst ihn nennen, wie du willst, er hört dich sowieso nicht!«

»Wer sind Sie?«, erkundigte sich der Junge.

»Mein Name ist Foster«, entgegnete der Mann mit einer tiefen Verbeugung. »Und ich sehe, dass du Aufmunterung bitter nötig hast.«

»Ich glaube, dafür bin ich ein zu schwerer Fall.« Die Stimme des Jungen klang schlaff und tonlos.

Enttäuschung zeichnete sich auf Fosters Gesicht ab, und seine hellblauen Augen füllten sich mit Tränen. Er kramte eine Kugel aus hellrotem Schaumgummi aus der Tasche, stülpte sie sich auf die Spitze seiner langen Nase, drückte darauf und trötete wie eine Autohupe. »Schwerer Fall? Also besonders komische Witze ...«

»Eigentlich habe ich keine Lust auf Witze«, entgegnete der Junge. Ihm fielen allmählich die Augen zu, und der Puls an seinem Hals pochte. »Ich möchte einfach nur schlafen.«

Foster wischte sich die Tränen weg. Seine Augen schienen elektrisch zu funkeln. Er nahm die rote Clownsnase ab und hielt sie dem Jungen vors Gesicht. »Dann eben ein Rätsel«, flüsterte er. »Was passiert, wenn du deine Tabletten nicht nimmst?«

Der Junge konnte kaum noch die Augen offen halten. »Ich weiß nicht«, sagte er. »Was denn?«

Foster schloss die Faust um die rote Kugel. Als er sie wieder öffnete, war die Kugel verschwunden. »Das bleibt mein Geheimnis«, erwiderte er. »Du wirst es schon noch herausfinden. So, und was möchtest du zum Frühstück?«

Er hielt ein Blatt Papier hoch, den Speisenplan des Krankenhauses. Mit zitternder Hand zeigte der Junge auf *Haferbrei*.

»Eine ausgezeichnete Wahl!«, rief Foster. »Und jetzt noch ein letztes Rätsel, bevor ich gehe.«

»Muss das sein?«

»Was passiert, wenn man einen Regenwurm mit einem Wal kreuzt?«

»Keine Ahnung.«

»Man kriegt riesengroße Löcher im Garten!«

Das Letzte, was der Junge vor dem Einschlafen sah, war der gebeugte kleine Mann, der seinen Wagen durch die Station schob. Die Räder des Wagens quietschten, ein Geräusch, das ihn bis in seine von Feuer erfüllten Träume verfolgte.

Es war mitten in der Nacht. Inzwischen stammte das Licht, das durch die Bäume hereinströmte, vom Mond. Die Station war still und in einen silbrigen Schimmer getaucht. Am Ende der langen Bettenreihe bildete die gelbliche Beleuchtung des Schwesternzimmers eine warme Insel. Dem Jungen schien es unendlich weit bis dorthin.

Während die anderen Kinder schliefen, fühlte er sich hellwach. Am liebsten wäre er aus dem Bett gesprungen und durch die Krankenhausflure hinaus in die Nacht gelaufen, aber er war in einem dämlichen Streckapparat gefangen, und seine Beine fühlten sich schwer an. Als er sich kratzen wollte, stellte er fest, dass sie nicht mehr juckten.

In einer Ecke des Krankenzimmers öffnete sich eine Tür, die der Junge eigentlich für die eines Wandschranks gehalten hatte. Doch das war offenbar ein Irrtum gewesen, denn im nächsten Moment erschien Foster, der seltsame Buckelige, mit seinem Rollwagen. Obwohl das Quietschen der Räder die Mondnacht durchschneidet, wachte keiner der anderen Patienten auf, und auch die Schwestern drüben schienen nichts zu bemerken.

Foster stellte seinen Rollwagen am Fußende des Bettes ab und setzte sich auf den Besucherstuhl.

»Geht es dir besser?«, fragte er.

»Ich weiß nicht«, antwortete der Junge, obwohl er sich in Wirklichkeit besser fühlte.

»Klopf, klopf«, sagte Foster.

»Haben Sie denn nichts Besseres zu tun?«

»Klopf, klopf.« Mit einem strahlenden Lächeln legte Foster die Fingerspitzen aneinander. Im Gegensatz zu seiner Nase waren seine Finger sehr kurz und stummelig, so als wären sie nicht richtig ausgewachsen.

»Ach, meinetwegen. Wer ist da?«

»Gänsefleisch.«

»Hä?«

»*Gänsefleischdietüraufmachen?*«

»So einen dämlichen Witz habe ich noch nie gehört.« Er grinste wider Willen.

Fosters Augen weiteten sich. »Wirklich? Also kennst du viele Witze?«

»Ich ... keine Ahnung. Kann sein.«

»Wohl alle vergessen, was?« Foster lächelte zwar, doch es schwang noch etwas anderes dabei mit. Wie bei der Krankenschwester.

»Was ist mit mir passiert?«, fragte der Junge plötzlich. »Warum bin ich hier? Und weshalb schauen mich alle so komisch an?«

»Dingdong!«, rief Foster und läutete eine imaginäre Glocke. »Du hast deine Höchstquote von drei Fragen erreicht, und ich will nun versuchen, sie der Reihe nach zu beantworten. Erstens, du hattest einen Unfall. Zweitens, du bist hier, weil du einen Unfall hattest. Und drittens schauen dich die Leute so komisch an, weil ...«

Der Junge packte Foster am Handgelenk. »Wenn Sie jetzt behaupten, das läge auch daran, dass ich einen Unfall hatte, fessele ich Sie an Ihren dämlichen Rollwagen und ...«

»Immer ruhig Blut«, erwiderte Foster und befreite seinen Arm. »Also, willst du es wirklich wissen?«

»Natürlich.«

»Also gut, ich verrate es dir.« Foster stand von seinem Stuhl auf. Er war so klein, dass er den Jungen kaum überragte. Als er sich dicht über ihn beugte, stieg ihm der Geruch von Äpfeln in die Nase. »Hier die Antworten auf deine Fragen, diesmal in umgekehrter Reihenfolge. Drittens: Die Leute werden in deiner Gegenwart nervös, weil sie glauben, dass du Selbstmord begehen wolltest. Zweitens: Du bist hier, weil du verschiedene Knochenbrüche und Verbrennungen und dazu noch jede Menge innere Verletzungen hast. Und erstens: Vor zwei Tagen bist du mit vollem Karacho und schnell wie der Blitz in der U-Bahn-Station Baker Street die Rolltreppe hinunter- und auf den Bahnsteig der Bakerloo Line in nördlicher Richtung gerannt, und zwar genau in dem Moment, als ein Zug in den Bahnhof einfuhr.«

Der Junge schloss die Augen. »Und was geschah dann?«

»Du hast dich vor die U-Bahn geworfen. Findest du das nicht ausgesprochen seltsam?« Fosters Lippen streiften beinahe sein Ohr. »Aber weißt du, was noch seltsamer ist?«

»Was?«, murmelte der Junge mühsam, obwohl ihm plötzlich die Lippen taub wurden.

»Dass du überlebt hast.«



KAPITEL 2

Ein dunkelhäutiger Mann stand neben dem Bett. Seine Haut hatte die gleiche Farbe wie die Hände des Jungen. Kurz fragte er sich, ob dieser Mann vielleicht sein Vater war. Doch dann fiel es ihm wieder ein: Das dunkle Gesicht gehörte zu den vielen, die über seinem Bett geschwebt hatten, während er immer wieder ohnmächtig geworden war. Damals hatten die Augen des Mannes gütig gewirkt. Heute machten sie eher einen skeptischen Eindruck.

»Also«, begann der Mann. »Wie fühlst du dich?«

»Besser«, antwortete der Junge. »Nun, noch nicht total in Ordnung, aber das wäre ja auch unlogisch. Aber jedenfalls besser als vor ein paar Tagen.«

Der Mann legte den Finger ans Kinn, wo er ein dünnes Bärtchen trug, das aussah, als habe es jemand mit einem feinen Pinsel hingetupft.

»Besser als vor ein paar Tagen«, wiederholte der Mann nachdenklich. »Und das findest du logisch?«

Der Junge sah ihn verdattert an. »Ich verstehe kein Wort.«

Der Mann ließ sich an der Bettkante nieder und streckte die Hand aus. »Ich bin Professor Khan«, sagte er.

Der Junge schüttelte die kleine feuchte Hand. »Sind Sie Arzt?«

»Ich bin Berater«, verkündete Khan stolz. »Genau genommen, Traumaspezialist. Ich werde nur bei ... besonderen Fällen hinzugezogen.«

»Sozusagen als Rettungskommando?«

Khan lächelte strahlend. »Genau! Und jetzt erzähl mir, ob du noch Schmerzen hast.«

»Ein bisschen im linken Bein.« Gestern hatten sie den Streckapparat weggenommen und den Gipsverband am linken Bein entfernt. Inzwischen war von den Bandagen nur noch ein leichterer Gips am rechten Bein übrig.

»Kopfschmerzen, Sehstörungen, Benommenheit?«

»Eigentlich nicht. Aber ich werde sehr schnell müde. Ich glaube, es könnte an den Tabletten liegen.«

»Nun ja, doch du solltest sie trotzdem noch eine Weile weiternehmen. Wärest du bitte so gut, beide Arme zu heben?« Der Junge hob beide Arme.

»Und jetzt wieder senken.«

Er gehorchte.

»Tut das weh?«

Er schüttelte den Kopf.

Erneut berührte Khan sein Kinnbärtchen und starrte ihn immer weiter an.

»Sehr ungewöhnlich«, stellte er nach einer halben Ewigkeit fest.

Ich will Ihnen mal sagen, was ungewöhnlich ist!, hätte der Junge am liebsten geschrien. *Ich habe mich vor einen Zug geworfen und die Sache überlebt. Das ist ungewöhnlich!*

Stattdessen lag er nur still da und lauschte, während Dr. Khan offenbar mit sich selbst sprach. »Ein wirklich bemerkenswerter Fall. Wenn sich der Patient weiter so rasch erholt, könnte man morgen den letzten Gipsverband entfernen. Die letzten CTs zeigen keinerlei Hinweise auf innere Verletzungen mehr. Die Narben von den elektrischen Verbrennungen sind minimal und verblassen von Stunde zu Stunde ...«

Abgelenkt von einem durchdringenden Quietschen, schaltete der Junge die Ohren auf Durchzug. Und wie nicht anders

erwartet, kamen am Ende des Raums Foster und sein Rollwagen in Sicht. Diesmal war er hoch mit Zeitschriften beladen. Foster blieb stehen, um mit der Oberschwester, einer strengen, unnahbaren Frau, ein paar Worte zu wechseln. Obwohl sie ziemlich klein war, überragte sie ihn noch um anderthalb Köpfe.

»Wenn ich mich so schnell erhole«, wandte sich der Junge an Khan, »kann ich doch bald entlassen werden, oder?«

Khan runzelte die Stirn. »Oh, wir wollen nichts überstürzen, junger Mann. Es müssen noch verschiedene Untersuchungen durchgeführt werden. Wir möchten der Sache schließlich auf den Grund gehen.«

»Was für Untersuchungen?«

Khan tätschelte ihm die Schulter und stand auf. »Denk einfach nur an deine Genesung und überlass es uns, was wir sonst noch mit dir anfangen.«

»Mit mir anfangen? Was haben Sie vor?«

Khan antwortete nicht. »Behalten Sie ihn im Auge«, meinte er stattdessen zur Oberschwester und rauschte hinaus.

Die Schwester nickte und zwinkerte dem Jungen zu. Obwohl es sich eigentlich um eine freundliche Geste handelte, bekam er eine Gänsehaut auf den Armen. Er sah sich nach Foster um, doch der kleine buckelige Hausmeister war verschwunden.

Nach dem Mittagessen hatte er wieder Besuch. Diesmal war es die blasse Frau mit der runden Brille. Trotz ihres abweisenden Äußeren war ihre Stimme so sanft wie ein Rauschen im Gras.

»Ich bin Doktor Janssen«, stellte sie sich vor. »Aber wenn du möchtest, kannst du mich auch Amelia nennen.«

»Sind Sie auch ein Rettungskommando?«, fragte er.

Amelia lachte. »Wie kommst du denn auf die Idee?«

Er stimmte in ihr Gelächter ein. Sie war viel netter als Professor Khan. »Das ist nicht so wichtig«, meinte er. »Wahr-

scheinlich wollen Sie mich untersuchen. Mit meinen Armen ist alles wieder in Ordnung. Eigentlich ist es nur noch das rechte Bein ...«

»So eine Ärztin bin ich nicht«, erwiderte Amelia.

»Oh?«

»Ich bin Psychiaterin«, antwortete sie, worauf sich sein Herz zusammenballte wie eine Faust. »Keine Angst, du brauchst dich nicht zu fürchten. Du bist nicht verrückt oder so.«

»Wirklich nicht?«

»Nein. Aber ich würde dir gerne ein paar Fragen stellen. Einverstanden?«

»Meinetwegen.« Er wusste, dass er anfangen musste, jemandem zu vertrauen. Und da war Amelia besser geeignet als dieser lästige Buckelige mit seinen schrecklichen Witzen. *Wenn ich so rauskriege, warum ich mich umbringen wollte, nur zu.*

»Gut. Erinnerst du dich noch an die Nacht, in der du eingeliefert wurdest?«

Das war einfach. »Nein. Ich kann mich überhaupt nicht mehr an den Unfall erinnern.«

»Doch du weißt, dass du einen Unfall hattest?«

Der Junge wollte schon sagen, nur weil Foster es ihm erzählt hatte, hielt aber inne. »Äh, tja, das habe ich mir eben so gedacht. Wegen der Verletzungen und so.«

Amelias Blick hinter den Brillengläsern wurde argwöhnisch.

»Was ist mit dem Tag vor dem Unfall? Woran Erinnerst du dich da?«

Diese Frage war noch einfacher. Er machte den Mund auf, um zu sprechen, doch es kamen keine Worte, denn da war nur Leere. Er spürte, wie er errötete.

Offenbar war seine Verlegenheit Amelia nicht entgangen.

»Kein Problem. Versuchen wir es mit etwas Leichterem. Weißt du noch, was du überhaupt in London wolltest?«

»In London?«

»Ja. Wohnst du hier, oder bist du nur zu Besuch?«

»Keine Ahnung.«

»Was ist mit deinen Eltern? Die machen sich sicher Sorgen um dich.« *Offenbar nicht*, hätte der Junge am liebsten erwidert. *Sonst wären sie ja hier*. »Wie alt bist du? Fünfzehn? Sechzehn?«

Er musste bei jeder ihrer Fragen passen. Nach einer Weile nahm sie die Brille ab und wirkte ziemlich ratlos.

»In Fällen wie deinem kommt es häufig zu Gedächtnisverlust«, stellte Amelia fest. »Allerdings habe ich den Eindruck, dass du uns etwas verheimlichst, etwas, das du vielleicht nicht einmal dir selbst eingestehen möchtest. Du kannst mir gegenüber absolut ehrlich sein. Wirklich. Falls du in Schwierigkeiten steckst ... womöglich mit der Polizei ... gibt es da sicher eine Lösung.«

»Tut mir leid, aber ich ...« Er starrte Amelia durch die Tränen an, die ihm plötzlich in den Augen standen. »Ich weiß ja nicht einmal meinen Namen.«

Er schaute sich im Krankenzimmer um. Am liebsten wäre er aus dem Bett aufgestanden, zu einem der anderen Kinder hinübergegangen und einfach nur ... normal gewesen. Doch sie erschienen ihm so weit entfernt, und er hatte den unangenehmen Verdacht, dass es nicht nur räumliche Distanz war, die sie voneinander trennte.

»Ich erinnere mich an nichts. An absolut gar nichts.«

Amelia legte eine kleine, blasse Hand auf seinen Arm. »Schon gut«, sagte sie freundlich. »Vielleicht besuche ich dich morgen wieder.«

Er nickte und ließ sich zurück aufs Kissen sinken. Er hätte ihr so gerne geglaubt, aber es fiel ihm schwer. Die Zeit bis morgen kam ihm unüberbrückbar lang vor, und auch gestern war wie ein fremdes Land. Möglicherweise sogar eine andere Welt.

Später am Abend, er nickte gerade ein, erschien die pummelige Krankenschwester mit seinen Tabletten. Er steckte sie in den Mund und schluckte das Wasser aus dem kleinen Plastikbecher. Dann fühlte die Krankenschwester ihm den Puls, maß seine Temperatur und wandte sich dem nächsten Patienten zu. Nachdem sie fort war, hob er die Zunge und spuckte die Tabletten auf seine Hand. Die roten Kapseln waren zwar aufgeweicht, hatten jedoch kein einziges Wirkstoffkörnchen verloren. Jetzt musste er sich nur noch etwas einfallen lassen, um sie loszuwerden.

»Geht ein Mann zum Arzt«, erklang da eine Stimme neben dem Bett. Es war Foster, der im Schneidersitz auf seinem Rollwagen thronte. Der Junge wunderte sich, wie es ihm gelungen war, sich so lautlos anzuschleichen. Foster hielt ein Ölkännchen hoch, als hätte er seine Gedanken gelesen.

»Sonst überrascht man das Ungeziefer nie«, sagte er. »Nicht mit so einem Gequietsche.« Er nahm einen Apfel aus der Tasche und verspeiste ihn in drei gewaltigen Bissen, inklusive Kerngehäuse.

»Wenn Sie meinen«, antwortete er.

»Oh, wo war ich noch mal stehengeblieben? Ach ja, geht ein Mann zum Arzt ...«

»Muss es denn unbedingt ein Ärztewitz sein?«, gähnte der Junge.

»Hör zu«, entgegnete Foster grinsend. »Es ist ein guter.«

»Das behaupten Sie immer, aber es stimmt nie.«

»Diese Bemerkung will ich überhört haben. Also, geht ein Mann zum Arzt und sagt: ›Herr Doktor, Sie müssen mir helfen, ich glaube, ich habe eine gespaltene Persönlichkeit.‹ Und der Arzt antwortet – warte nur ab, du wirst dich totlachen –, also der Arzt antwortet ...«

»Dann muss ich wohl das doppelte Honorar berechnen.«

»Du kanntest den Witz schon!«, rief Foster.

»Verzeihung«, entschuldigte er sich. »Ich wollte Ihnen die Pointe nicht verderben.«

Im nächsten Moment krochen Fosters Finger über das Bett und griffen nach seiner Hand. Nun war ihm klar, warum die Finger des kleinen Mannes so seltsam aussahen. Die Häute, die sie miteinander verbanden, reichten fast hoch bis zu den Fingerknöcheln.

Angewidert riss der Junge sich los. Foster war es gelungen, die beiden roten Tabletten an sich zu bringen, die er nun schwenkte wie ein Zauberkünstler. Als seine Hände in der Bewegung innehielten, waren die Tabletten fort.

»Kluger Junge«, meinte er. »Jetzt wirst du es selbst herausfinden.«

»Was soll ich denn herausfinden?«

Foster sprang von seinem Rollwagen und schob ihn davon. Die Räder quietschten immer noch. Der Junge wollte ihm schon nachrufen, dass sie vermutlich mehr Öl brauchten, als Foster innehielt.

Das Quietschen ging jedoch weiter, als hätte er gar nicht angehalten.

Im Krankenzimmer brannte kein Licht. Die meisten anderen Kinder schliefen, nur er selbst saß aufrecht im Bett. Der kleine Buckelige stand mit seinem Rollwagen mitten im Raum.

Und da war noch etwas: Ein winziger Schatten huschte über den gebohnerten Boden. Eine weiße Maus, die durch das Krankenzimmer auf sein Bett zulief.

Die Maus hielt sich versteckt und schlüpfte zwischen den Beinen der Betten hindurch. Je näher sie kam, desto lauter wurde das Quietschen. Gebannt sah der Junge zu und fragte sich, wie sie wohl ins Gebäude gelangt sein mochte. Foster beobachtete die Maus ebenfalls und wandte langsam den Kopf, während sein Blick aus leuchtend blauen Augen dem kleinen Geschöpf folgte.

Als die Maus den Rollwagen erreicht hatte, machte Foster einen Schritt vorwärts. Er bewegte sich so schnell, dass sein Körper vor den Augen des Jungen verschwamm und er an zwei Orten gleichzeitig zu sein schien. Wie ein Tänzer drehte er sich um die eigene Achse, hob den Fuß und zertrat die Maus.

Das Quietschen verstummte.

Wieder hob Foster den Fuß. Der Körper der Maus blieb einen Moment, gehalten von einem Band aus Gedärmen, daran kleben und fiel dann zu Boden. So leblos im Dämmerlicht sah ihr Fell nicht mehr weiß, sondern silbern aus.

Nachdem Foster sich verstohlen umgesehen hatte, hob er die tote Maus auf und verstaute sie in der Tasche seines Kittels. Dann schob er seinen Rollwagen durch die Tür in einer Ecke des Krankenzimmers, die offenbar außer ihm niemand benutzte.

Während der Junge in der Dunkelheit lag, fragte er sich, was merkwürdiger gewesen war – dass eine Maus auf der Station eines Krankenhauses herumlief oder dass ein Hausmeister sie zertrat.

Oder war es eher die Tatsache, dass niemand sonst es bemerkt hatte?

Obwohl er todmüde war, konnte er nicht einschlafen. Ständig schwebten die Gesichter von Professor Khan und Doktor Amelia Janssen über ihm wie zwei Luftballons. *Erstaunlich*, wiederholte der Khan-Ballon ein ums andere Mal. *Wer bist du?*, fragte der Amelia-Ballon. Der Junge wünschte sich eine spitze Nadel herbei, um sie zum Platzen zu bringen.

Ab und zu wanderte sein Blick in die dunkle Ecke des Krankenzimmers, und er überlegte, ob Foster wohl wieder erscheinen würde. Einerseits hätte er sich darüber gefreut, andererseits aber auch nicht.

Die restliche Zeit dachte er darüber nach, wovon die ande-

ren Kinder wohl träumten. Vielleicht von ihren Familien. Sicher von ihren Erinnerungen. Er beneidete sie darum, denn ihm graute vor den Träumen, die ihm drohten, wenn er irgendwann einschlief. Es waren Träume von Feuer und Flucht und einer Dunkelheit, die ihn bei lebendigem Leib verschlingen wollte.

Eine Weile glaubte er plötzlich, er sei tatsächlich eingeschlafen. Es war, als würde er an einen Ort transportiert, so tief, dass es dort keine Träume gab, nur eine stille, leere Landschaft, in der er für kurze Zeit aufhören konnte zu sein. Aber etwas holte ihn in die Wirklichkeit zurück: eine Männerstimme und ein flackerndes Licht, das ihn aus der Traumlosigkeit zog wie einen Fisch an der Angel, so dass er hellwach, gestrandet und nach Atem ringend liegen blieb.

Das flackernde Licht kam von dem kleinen Fernseher neben seinem Bett. Jemand hatte ihn eingeschaltet, doch es war kein Mensch zu sehen.

Es liefen die Spätnachrichten. Der Nachrichtensprecher kam ihm irgendwie bekannt vor.

Er wollte den Fernseher gerade wieder abschalten, als vom Studio in einen Londoner U-Bahnhof umgeschaltet wurde. BAKER STREET, verkündete das Schild über dem Eingang.

»Eine der erstaunlichsten Geschichten dieser Woche«, begann der Nachrichtensprecher, »handelt von einem Jungen, der sich vor eine U-Bahn geworfen und überlebt hat. Kurz bevor der Junge, der vermutlich indischer oder pakistanischer Abstammung ist, vom Bahnsteig sprang, soll er – nach Aussage einer Augenzeugin in äußerst aufgeregtem Zustand – die Rolltreppe hinuntergelaufen sein.«

Am unteren Bildrand lief ein Schriftband mit:

*... Geheimnisvoller Jugendlicher wirft sich vor U-Bahn ...
Hat nur durch ein Wunder überlebt, sagen die Sanitäter ...
Fahrer wird psychologisch betreut ...*

Der Junge starrte auf den winzigen Bildschirm und ließ die

Wörter immer wieder Revue passieren. *Geheimnisvoll ... Wunder ...* und dann der arme Fahrer!

Inzwischen interviewte ein Reporter eine ältere Frau vor dem Eingang zum U-Bahnhof.

»Der Junge ist einfach an mir vorbeigerannt«, sagte die Frau. Sie hatte rosafarbenes Haar. »Schnell wie der Blitz war er. Allerdings hat er kurz davor mit so einem Mann gestritten. Ziemlich groß war der und recht gut angezogen. Ich habe mich noch gefragt, was ein feiner Herr wie er von einem kleinen Asiaten will. Dann haben die beiden sich angeschrien, und der Junge hat sich losgerissen. Der Herr hatte ihn nämlich am Arm gepackt. Und schon ist er über die Barriere gesprungen, und alles hat durcheinandergerufen. Und im nächsten Moment ... Eine schreckliche Sache, finden Sie nicht? Ein Wunder, dass er nicht umgekommen ist. Ein wirkliches Wunder.«

Die Kamera schwenkte zur automatischen Schranke, die die Fahrkarten kontrollierte. Plötzlich änderte sich die Bildqualität. Die Farben verblassten, und die Aufnahme begann zu ruckeln.

»Diese Aufnahmen aus der Überwachungskamera belegen eindeutig, wie der geheimnisvolle Jugendliche über die Barriere springt, ohne seine Fahrkarte durch den Schlitz zu ziehen«, verkündete der Nachrichtensprecher. Der Junge beobachtete, dass er, ruckartig und in Schwarzweiß, genau das tat. Eine andere Kamera zeigte, wie er eine vollbesetzte Rolltreppe hinunterrannte und dabei erboste Pendler zur Seite rempelte. Unten angekommen, stolperte er und fiel auf die Knie. Beim Aufstehen blickte er zurück zur Rolltreppe. Das Bild blieb stehen, und die Kamera zeigte eine Nahaufnahme seines Gesichts.

Es blieb wegen der körnigen Bildqualität undeutlich. *Das ist wohl mein eigenes Gesicht*, dachte er. Und trotz der schlechten Qualität war eines sicher: Es zeichnete sich nichts anderes als Todesangst darin ab.

Am unteren Bildrand wurde eine Telefonnummer eingeblendet, und der Nachrichtensprecher forderte jeden, der diesen Jungen kannte, auf, sich zu melden. Aber er hörte gar nicht mehr zu. Es dröhnte in seinen Ohren, und ihm stiegen die Tränen in die Augen. Das Bild auf dem Bildschirm schien sich auszudehnen und ihm den Kopf zu füllen, jeder Pixel Teil eines Codes, den er nicht entziffern konnte. Die Zahlen der Telefonnummer rauschten in willkürlicher Reihenfolge an ihm vorbei. Kurz hatte er das Gefühl, in den Fernseher zu fallen und davon aufgesaugt zu werden.

Die körnige Aufnahme verschwand, und es wurde ins Studio zurückgeschaltet. Wieder war der glattgeföhnte, so vertraut wirkende Nachrichtensprecher zu sehen. Er hatte etwas Seltsames an sich und wirkte, als wäre er ein wenig zu groß für seine Kleider. Das Schriftband wurde nicht mehr eingeblendet, nur der Nachrichtensprecher saß an seinem Schreibtisch vor der Weltkugel, die sich hinter ihm an der Wand drehte. Er starrte in die Kamera und aus dem Fernseher hinaus auf den Jungen. Genau in seine Augen.

»Avi«, sagte der Nachrichtensprecher. »Du musst auf mich hören. Die Zeit wird knapp.«

Das Dröhnen verstummte, und der Junge konnte wieder klar sehen. Der Sprecher fixierte ihn mit Blicken, die gleichzeitig gütig, entschlossen und ängstlich waren. Der Mann hatte ihn gemeint. Ihn persönlich.

Avi.

»Das ist mein Name«, flüsterte der Junge.

Und das stimmte auch.

Irgendwo, ganz weit entfernt, brach ein Damm. Eine Flutwelle schwappte auf ihn zu und drohte, ihn zu verschlingen. Der Gedanke machte ihm große Angst. Doch das spielte keine Rolle, denn er hatte sich an etwas erinnert.

Mein Name ist Avi.

»Wer sind Sie?«, fragte er den Mann auf dem Fernsehbildschirm.

Der Nachrichtensprecher umrundete seinen Schreibtisch und trat so nah an die Kamera, dass er beinahe die Nase am Bildschirm plattdrückte. »Du musst verschwinden, Avi«, antwortete er. »Kellen ist dir auf der Spur. Er weiß, wo du bist, und er wird dich holen. Du hast nicht mehr viel Zeit. Flieh aus diesem Krankenhaus. Und zwar sofort!«